

Berücksichtigung findet. Leider scheint für die Herausgeber die Rezeption antiker Themen mit dem Beginn des 20. Jahrhunderts zu enden, da sich unter 372 Abbildungen nur ein (!) nach 1910 entstandenes Kunstwerk fand. Weder DALI noch PICASSO sind vertreten. Etliche nicht unter ihrem Namen aufgeführte Personen lassen sich mit Hilfe eines Registers auffinden (unter Amulius wird hier beispielsweise auf Romulus und Remus verwiesen), sehr nützlich ist sicher auch ein zweites Register der „Attribute und Kennzeichen“, das den Leser z. B. unter dem Stichwort „Vogelleib“ auf Harpyien und Sirenen, bei der „Schere“ auf die Moiren verweist.

Naturgemäß muss ein derartiges Nachschlagewerk, will es noch ein handliches Format bewahren und zudem bezahlbar sein, eine Auswahl treffen, und jede Auswahl ist subjektiv. Im Bereich der Mythologie scheinen die Herausgeber eine gute Wahl getroffen zu haben. Das Fehlen einiger literarisch bedeutsamer Figuren wie zum Beispiel der Antigone mag sich mit ihrer geringen Bedeutung für die Malerei erklären lassen. Nicht ganz nachvollziehbar erscheint der Rezensentin die Auswahl der „Heroen“, d. h. der historischen Personen. Sicher ist es ein Gewinn, dass griechische und römische Nationalhelden/innen wie ALEXANDER, CINCINATUS oder CLOELIA aufgenommen wurden, doch AUGUSTUS, MARK AUREL, SAPPHO oder VERGIL erwartet man nicht unbedingt in einem Lexikon mit diesem Titel. Warum dann SENECA und ARISTOTELES behandelt werden, nicht jedoch CICERO oder PLATON, ist nicht unbedingt einleuchtend. Doch sind dies nur geringfügige Einwände gegen ein insgesamt interessantes, anregendes und angesichts der Tatsache, dass die antike Mythologie gerade in den Schulen eine Renaissance zu erleben scheint, für Lehrer und Schüler nützliches Buch.

SOLVEIG KNOBELSDORF, Berlin

*Hose, Martin: Kleine griechische Literaturgeschichte. Von Homer bis zum Ende der Antike. München: Beck 1999. 261 S., 24,00 DM (Becksche Reihe. 1326; ISBN 3-406-42126-1).*

Walther Kranz' kleine „Geschichte der griechischen Literatur“, 1940 erschienen und sei-

nerzeit ein kleines Meisterwerk, ist doch inzwischen methodisch und sachlich arg veraltet. So kann denn ein Versuch, Ersatz zu schaffen, nur willkommen sein.

HOSE, nach mehreren Stationen, u. a. in Greifswald, bereits in jungen Jahren an die Universität München berufen, hat seine Aufgabe nicht nur darin gesehen, die jeweiligen Werke und, soweit bekannt, ihre Autoren vorzustellen, sondern: „Die Funktion der Werke soll im Vordergrund stehen, ihre Bedeutung im Kontext der jeweiligen Kristallisationspunkte Fest, Polis, Hof und Schule skizziert werden.“ (S.14)

Es liegt auf der Hand, dass dieser Gesichtspunkt für viele Werke außerordentlich spannende Ergebnisse bringt. Die frühen Epen: Träger der Erinnerung an die untergegangene achäische Kultur, als Mittel, ein hergebrachtes aristokratisches Selbstverständnis auszuformen und zu bestätigen. Ihre Stoffe: über die dunklen Jahrhunderte zurückweisend, mit einem eingefrorenen Themenrepertoire, ohne dass die Dorier, die inzwischen die Herrschaft über die Peloponnes übernommen hatten, eine Rolle spielten. Euböa, Athen, wo man kleine Herrschaftssitze gefunden hat, vor allem Ionien: die Orte, deren Feste derart der Tradition des Adels dienten.

Für die Lyrik müssen hier noch stärker althergebrachte Wege verlassen werden: nicht das in alexandrinischer Zeit am „Schreibtisch“ umrissene System der literarischen Genera, sondern der Sitz im Leben, etwa die Aufführung an einem bestimmten Götterfest oder das Symposion bzw. das „Syssition“ in Sparta, die Gruppe, die sich dort fand, bestimmten die Zuordnung des Gedichtes. Im deutschen Bereich konnte HOSE hier vielfach auf Veröffentlichungen von WOLFGANG RÖSLER zurückgreifen. Als Bezugsort zeichnet sich mehr und mehr die Polis ab, auch die Professionalisierung des Dichters wird sichtbar, der nicht mehr Teil der aristokratischen Gesellschaft ist, sondern für sie arbeitet. So sind auch die frühesten Zeugnisse für Chorlyrik kein „Anfang“, sondern bilden nur insofern einen Einschnitt, als die Poesie jetzt durch die Schrift bewahrt (oder, mit einem grauenhaften modischen Ausdruck, „verschriftlicht“) wird.

Dass die Tragödie gerade diesem Zugriff viele Ansatzmöglichkeiten bietet, dafür hatten CHRISTIAN MEIER und andere seit einiger Zeit den Nachweis angetreten. Die Dionysien einzurichten oder doch zu einem wichtigen Fest auszugestalten, lag im Interesse der Peisistratiden: „Loyalitäten gewann man über Götterfeste, bei denen die Bevölkerung zum Opfer und zum Mahl zusammenkam – gerade auch das Mahl war für die ärmeren Bürger eine der seltenen Gelegenheiten einer Fleischmahlzeit“ (S. 92), und ein Dionysosfest war geeignet, mit Rausch und Fröhlichkeit gerade auch die unteren Schichten anzusprechen. In diesem Rahmen mag THESPIS der „geniale Erfinder“ (S.93) gewesen sein, der, an traditionelle kultische Chorgesänge anknüpfend, dem Chor einen „Antwörter“ gegenüberstellte.

Diese Beispiele seien hier genannt dafür, wie HOSE einen aktuellen Zugriff auf griechische Literaturgeschichte wagt, dies zudem in einer plastischen und eingängigen Sprachgestalt.

Allerdings ist dieser Zugriff nicht für alle Teile seiner Literaturgeschichte gleichermaßen fruchtbar gewesen. Weniger zur Sophistik, wohl aber zur Philosophie im eigentlichen Sinne hat HOSE von dieser Sichtweise aus nicht viel gewonnen. Hätten nicht die philosophischen Schulen Gegenstand sein sollen und die Basis ihrer Wirksamkeit, weniger ihre Lehren? Lässt sich auf derart knappem Raum überhaupt halbwegs Verständliches über die Ideenlehre sagen? Ohnehin gerät, was in der ersten Hälfte der Darstellung ihr Zentrum war, später etwas an den Rand: der „Sitz im Leben“ – trotz einzelnen Kapiteln über „Höfe und ihre Literatur“ (S. 138-9) oder der Definition der „*paideia*“ als „eines Bildungswissens von einer gemeinsamen Vergangenheit“ (S. 157). Andere methodische Ansätze tauchen als Begriffe auf: „Geistesgeschichte“ (z. B. S. 204), „Formgeschichte“ (für die christliche Literatur S. 215). Lagen hier HOSE vielleicht weniger Forschungsergebnisse vor? Oder verschieben sich die Relationen einfach dadurch, dass für die spätere Zeit so viel mehr Fakten wiederzugeben sind?

Doch dies zu vertiefen wäre ungerecht. HOSE ist es gelungen, mit erfreulicher Klarheit (und

auch mit einer Fülle von Literaturhinweisen als Belegen) eine kurze griechische Literaturgeschichte zu verfassen, die Grundlage für Schülerreferate sein und wegen so manchen neuartigen methodischen Zugriffs auch für uns vielfach eine aufregende Lektüre sein kann.

HANSJÖRG WÖLKE

*Seeck, Gustav Adolf: Die griechische Tragödie. Stuttgart: Reclam 2000. 272 S., 12,00 DM (Universal-Bibliothek. 17621; ISBN 3150176212)*

JOACHIM LATACZ hat vor einigen Jahren einen hervorragenden Band „Einführung in die griechische Tragödie“ (s. MDAV 1994, H.1) vorgelegt. Die Zielgruppe beider Bände ist gleich: nicht der Fachwissenschaftler, sondern der Interessierte, der Schüler, der ein Referat halten soll, gewiss in so manchem auch der Lehrer. Allein dies lässt die Frage entstehen, ob ein neuer Band mit dem gleichen Ziel und entsprechenden Inhalten daneben erforderlich oder sinnvoll erscheint. Um es gleich zu sagen: bedingt.

Beiden Bänden ist gemeinsam ein Überblick über die einzelnen Stücke, LATACZ hatte allerdings den „Kyklops“ als Satyrspiel ausgelassen. SEECK ordnet, soweit das möglich ist, chronologisch an; er gliedert jede Besprechung übersichtlich in (A) benutzter Stoff, (B) Handlung des Stücks, (C) Erläuterungen (SEECK ist bescheiden und sagt nicht „Interpretation“, obgleich der Abschnitt C jeweils Grundlinien einer solchen enthält). Die knappen Formulierungen, knapper als bei LATACZ, erleichtern ein Nachschlagen.

SEECK liefert zudem eine Vielzahl von Fakten rund um das griechische Theater, die tatsächlich keinerlei Vorkenntnisse voraussetzen; sogar über Schreibmaterial und Transliteration in den späteren Jahrtausenden informiert er, nicht allerdings über das Verhältnis von Rollenbüchern und vollständigem Text, zudem einige sehr konkrete Informationen oder wenigstens Fragen, die zu den Aufführungsbedingungen gehören: Grundriss und Aufbau des Theaters, Kostüme und Requisiten, Organisation der Spiele. Wichtig scheint sein Hinweis, man dürfe die häufig gerühmte literarische Bildung des athenischen Publikums nicht überschätzen: nicht nur, dass die Preise nicht die Allgemeinheit, sondern die Jury